

Hoffen, dass die Saat aufgeht

Fallstricke der Tsunami-Wiederaufbauhilfe

Katrin Rehfuss

Viele Tsunami-Opfer in Sri Lanka haben inzwischen wieder ein Haus. Doch damit fangen die Probleme häufig erst richtig an. „Nach dem Tsunami lebte ich mit meiner Familie in einer Notunterkunft. Dann durften wir uns aussuchen, in welchem der neuen Dörfer wir leben wollen. Aber die Entscheidung, nach Katupolwatta zu ziehen, war die schlechteste meines Lebens.“ Eine bittere Erkenntnis für Nalani, Bewohnerin des Hauses Nr. 63 in Katupolwatta. Das neue Dorf im Süden Sri Lankas wurde nach dem Tsunami von einer europäischen Nichtregierungsorganisation gebaut. Mitten im Nirgendwo, acht Kilometer von der Küste entfernt. Es gibt Konflikte innerhalb des Dorfes und mit den Nachbargemeinden: Die gönnen den Neuen die internationale Hilfe nicht!

„Häufig haben die internationalen Hilfsorganisationen in ihrem Aktionismus nach dem Tsunami nicht darüber nachgedacht, dass sie mit dem Bau neuer Siedlungen im Landesinneren vielleicht mehr Schaden anrichten als Gutes tun. Zahlreiche Probleme wurden erst durch die Umsiedlungspolitik der Hilfsorganisationen geschaffen“, erklärt Rosemary Kikon, Projektkoordinatorin von *Malteser International* in Sri Lanka. Dabei wurde selten Rücksicht genommen auf gewachsene Strukturen und traditionelle Lebensweisen. Die Umsiedlungen selber waren jedoch häufig durch die von der Regierung nach dem Tsunami erklärte Bauverbotszone entlang der Küste – *Buffer Zone* – nicht zu vermeiden.

Schwieriges Zusammenleben

Als die 78 Häuser von Katupolwatta aus dem Boden gestampft waren, wurde zu wenig darüber nachgedacht, ob das Zusammenleben von Menschen aus sieben verschiedenen Küstengemeinden überhaupt funktionieren würde. Auch der Einsatz von Sozialarbeitern wurde zu Beginn nicht ein-

geplant. Wenig verbindet die bunt zusammen gewürfelten Familien – nur die Erfahrung des Tsunami ist allen gemein. „Zehn der Familien hier kommen aus demselben Küstendorf. Die sind sehr mächtig und denken, sie können hier alles für alle bestimmen. Aber wir akzeptieren das nicht“, beschreibt Nalani eines der unzähligen Probleme.

„Ich fühle mich hier nicht mehr sicher“, sagt die 32-Jährige. Eigentlich ist sie eine fröhliche, energische Frau. Aber jetzt ist sie meistens ernst und besorgt. Am meisten Angst hat sie um ihren elfjährigen Sohn. „Vor zwei Tagen sind ein paar Leute aus den Nachbardörfern gekommen und haben die Bäckerei überfallen. Sie haben alle Fenster und Türen eingeschlagen. Wir trauen uns nachts gar nicht mehr auf die Straße“, sagt Nalani. Ihr Mann kann ihr nicht helfen, falls etwas passiert. Er arbeitet auf einem großen Fischerboot und ist zwei bis drei Wochen am Stück auf See.

„Die anderen Dörfer gönnen uns unsere schönen neuen Häuser nicht“, erklärt Nalani die Ursache des Konflikts. Die junge Mutter kann die



Katrin Rehfuss

Neue Hoffnung: Nalani mit ihrer Nähmaschine

Wut dieser Menschen aber auch verstehen. Denn die internationale Hilfe erreichte nur Tsunami-Opfer. Die ärmsten der Armen im Landesinneren gingen leer aus – und beneiden heute die neuen Nachbarn für das, was die geschenkt bekommen haben: Häuser, ein Gemeindezentrum, Weiterbildungskurse. Und dann müssen sie auch noch das sowieso schon knappe Wasser mit den Neuzugezogenen teilen.

Eskalation

Nachdem die Häuser fertig gestellt waren, zog sich die Organisation, die sie gebaut hatte, zurück. Den Menschen im neuen Dorf fehlte ein Ansprechpartner, mit dem sie die Alltagsprobleme hätten besprechen



Kinderbetreuung in Katupolwatta (Projektdorf von ECSAT)

können. Zudem wurden keine neuen Strukturen der Selbstverwaltung oder zumindest der Vertretung der Dorfbewölkerung gegenüber Behörden iniiert.

Im Frühjahr 2006 eskalierte der Konflikt schließlich: Einige Männer aus den Nachbardörfern zerstörten 23 Häuser in Katupolwatta und bedrohten die Bewohner. Zwei Män-

ner, auf die es der Mob besonders abgesehen hatte, entkamen in den Wald. Ein Dritter verteidigte sich mit einem Fischmesser.

Seither setzen sich die sri lankische Nichtregierungsorganisation ECSAT (*Equality-based Community Support and Training* = Unterstützung und Ausbildung für Gemeinden nach dem Grundsatz der Gleichheit) daher mit konkreten Initiativen für die Aussöhnung zwischen den Dorfgemeinschaften ein. Hier geht es nicht um die großen Theorien von Krieg und Frieden, sondern darum, die komplexen Konzepte auf den ganz kleinen Alltag herunter zu brechen“, erklärt Rosemary Kikon von *Malteser International*. Gemeinsame Aktivitäten von Bewohnern aller drei Dörfer sind dabei ein erster Schritt zur Aussöhnung, Nähkurse für die Frauen zum Beispiel. Die Menschen in den Nachbargemeinden sollen das Gefühl bekommen, dass auch sie von der Hilfe von ECSAT profitieren. Dass sie auch eine Chance haben, ihr Leben zu verbessern. Dann werden sie die Menschen in Katupolwatta vielleicht nicht mehr als Eindringlinge wahrnehmen, so Rosemary Kikon.

Langer Weg zum Frieden

Auch Nalani nimmt an dem Weiterbildungsprogramm teil: „Wir sind zwölf Frauen. Wir kommen zwar aus verschiedenen Dörfern, aber wir arbeiten gut zusammen als Team.“ Hier zeigt sich, dass die Idee funktionieren kann: Durch gemeinsame Aktivitäten sollen die Dorfbewohner erkennen, dass nicht das ganze Nachbardorf „schlecht“ ist. So wirkt das Projekt der Polarisierung entgegen.

Ein anderer Ansatzpunkt für ECSAT und *Malteser International* sind die Kinder. In einem *Kids Club* spielen und lernen über hundert Kinder aus allen drei Gemeinden gemeinsam. Auch Nalanis Sohn ist dabei. Anfangs spielten die Kinder getrennt nach Dörfern. Doch inzwischen haben sie Freundschaften

untereinander geschlossen und denken nicht mehr darüber nach, wer aus welchem Dorf kommt. Wenn die Eltern ihre Kinder nachmittags zum Gemeindezentrum bringen und später wieder abholen, kommen sie miteinander ins Gespräch. Auch ein großes Kinderfest mit Theater- und Tanzaufführungen mit Kindern und Eltern aus den drei Gemeinden war ein Erfolg.

Die Arbeit von Rosemary Kikon und ihren Kolleginnen und Kollegen von ECSAT braucht viel Zeit und Geduld. Dies ist kein Projekt, das einen schnellen, unmittelbar sichtbaren Erfolg zeigt. „Wir sähen die Saat und hoffen, dass sie aufgeht“, fasst Kikon ihre Erfahrungen zusammen. Ganz allmählich können Vorurteile abgebaut und Differenzen überwunden werden.

Nalani hat die Hoffnung auf ein friedliches Zusammenleben noch nicht aufgegeben: „Einige meiner Nachbarn denken darüber nach, ihr Haus hier zu verkaufen und wegzugehen. Aber ich möchte das nicht. Ich will hier bleiben und hoffe, dass sich die Probleme lösen.“

Zur Autorin

Katrin Rehfuss hat nach Abschluss ihres Studiums insgesamt 14 Monate als Projektassistentin bei *Malteser International* gearbeitet. In der zweiten Hälfte ihres Vertrags hatte sie von November 2006 bis März 2007 die wichtigsten Programme und Projektstandorte in Asien besucht und für die Kommunikationsarbeit Projektberichte, so genannte *Human Interest Stories* und Pressemitteilungen verfasst.